

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 152.

Montag, 15. Juni.

1931.

„An alle!“ / 20000 Mark Belohnung!

Die Geschichte eines Plakates und seiner Folgen.

Von E. Tschanner.

(21. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Zwölftes Kapitel.

Derfflingerstraße. Bierzehn. Dritte Etage. Pension Soblit.

Ilse ungeduldige Finger rissen an der Schelle.

Schritte. Ein spähenendes Auge im Türspion. Dann ein Dienstmädchen mit frischgebügelter Schürze, einem runden, roten Apfelf Gesicht und einem Staubwedel in der Hand.

„Frau Professor? Ist nicht zu Haus. Bitte, handelt es sich um Zimmer? Zwei hätten wir noch frei!“

Ilse zog ihren Ausweis aus der Handtasche.

„Ich möchte die Liste der bei Ihnen gemeldeten Gäste einsehen. Können Sie sie mir vorlegen?“

Das Apfelf Gesicht blinzelte neugierig, trollte ab, kehrte nach einer Weile zurück, ein Buch unterm Arm, knipfte die Korridorlampe an und ließ Ilse eintreten.

Von der Seite schielte sie in das aufgeschlagene Anmeldebuch, und als fürchtete sie, die knappen, schriftlichen Angaben könnten dem Wissensdurst der Beamtin nicht genügen, erhärtete sie diese jeweils durch einen entsprechenden mündlichen Kommentar.

So erfuhr Ilse, daß Frau Geheimrat Baerwald aus Münster, geb. 8. 4. 69 „schon eine alte Dame“, daß Herr Chiu-Ling ein „Chineser“ und der Opernsänger Gunnary „beim Theater“ sei.

Sie kippete mit dem Finger die Zeilen entlang.

„Baronin de Beste wohnt nicht mehr bei uns“, sagte das Mädchen. „Das hat die gnädige Frau noch nicht eingetragen. Die ist heute frühmorgens plötzlich abgereist.“

„Plötzlich abgereist? Heute früh — hm — Können Sie mir die Dame näher beschreiben? War sie groß, klein?“

„Groß war sie. Groß, schlank, sehr elegant.“

„Blond?“

„Nein nicht blond. Rotbraun. Sie hatte einen Vagantkopf“, der Borsdorfer Apfel deutete auf Stirn und Wangen die Konturen an, die die Frisur der Geschilderten bildete.

„Entsinnen Sie sich zufällig, eine Narbe an der rechten Hand der Dame bemerkt zu haben?“

„Das weiß ich nicht. Ich habe die Baronin nur selten gesehen. Manchmal den ganzen Tag über nicht.“

— „Ich müßte höchstens —“

„Lassen Sie, es ist gut! — Wann ist die Pensionarin wieder zurück? Gegen acht? — Vielleicht komme ich dann noch einmal vorbei. Ich danke sehr!“

Die Korridorlampe erlosch. Das Meldebuch wanderte an seinen Platz. Der Staubwedel nahm seine Arbeit wieder auf.

Ilse aber raste zum nächsten Münzfernsprecher und ließ sich mit dem Kriminalrat verbinden.

„Na, wo brennt's denn, Fräulein Schütz?“, fragte Rendlar.

„Man hört sie ja bis hierhin schnauben!“

„Der Fall ist wirklich aufregend, Herr Rat! — Am chronologisch zu berichten: Ich habe diesen Herrn Riese aufgesucht. Er ist Heiratsvermittler, Privatdetektiv

nebenbei, und aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem bewußten Detektiv aus dem „Splendid“ identisch. Nach Ihrer Beschreibung bestimmt mit dem Mann, den Sie gestern trafen. Er behauptet, seine Begleiterin nur oberflächlich zu kennen, was glaubhaft scheint. Wenigstens habe ich keinesfalls den Eindruck, daß er ihr Komplize ist. Als ihre Adresse habe ich durch ihn eine Pension Soblit, Derfflingerstraße Nummer 14 ermittelt, von der ich eben komme.“

„Alle Achtung, Fräulein Schütz, Ihre Fixigkeit setzt einen alten, erfahrenen Kriminalisten in Erstaunen!“

„Den Tag nicht vor dem Abend loben, Herr Rat. Denn jetzt beginnt meine Beschreihung: Die Frau, um die es sich dort einzig handeln kann, eine Baronin de Beste, ist nach zirka einwöchigem Aufenthalt heute früh plötzlich abgereist. Näheres habe ich über sie noch nicht erfahren können, da die Pensionsinhaberin abwesend war, und ich nur an das Dienstmädchen ein paar Fragen richten konnte.“

„Ehem.“

„Andererseits erwähnte Riese im Gespräch, heute einen Anruf von ihr zu erwarten. Sie ist also eventuell noch in Berlin, und ich halte es immerhin für zweckdienlich, diesen Herrn Riese und seine Behauptung fürs erste nicht aus den Augen zu lassen.“

„Sehr richtig!“, stimmte Rendlar bei. „Sehen Sie sich diesbezüglich mit Herrn Bollmer in Verbindung. Die Bahnhofswachen sind ja eo ipso verständigt, und da ich jetzt in der Stadt zu tun habe, werde ich bei dieser Gelegenheit selbst noch ein paar Bahnhöfe inspizieren. — Übrigens, Fräulein Schütz, seien Sie, wenn möglich, am drei Uhr zu einer Besprechung im „Splendid“!“

„Adieu!“

* * *

Als Siegfried Riese die Friedrichstraße hinunter schlenderte, hatte er Mühe, nicht alle Menschen, denen er begegnete, freundlich und verbindlich anzulächeln — was leicht zu unerwünschten Irrtümern und Mißhelligkeiten hätte Anlaß geben können. Seine Schultern reckten sich in aufrechter, glücklich-stolzer Bewußtheit. Seine Füße, die sonst müde und schwer treppauf und treppab, treppab und treppauf trabten, federten leicht und elastisch. Hundert Melodien summten ihm durch den Kopf, er knipfte hundert Gesprächssehen zu Proben und Versuchsdialogen mit „Ihr“ zusammen, er sah hundert Dinge, an denen er sonst achlos vorüberhastete, und freute sich über hunderterlei, was ihn sonst ärgerlich, vielleicht sogar ein wenig neidisch oder traurig stimmte.

So völlig hatte sich sein Standpunkt, Welt und Dinge zu betrachten, geändert, daß er fast eine fremde und unbekannte Stadt zu durchstreifen meinte. Und er war beinahe überrascht, in dieser neuen und fremden Gegend das lädierte Pelzgeschäft zu finden, das seinen Vorstellungen so treulich entsprach — das Loch in der Scheibe, der Bretterverschlag, das ausgeräumte Schaufenster.

Nur eines konnte Siegfried trotz aller Anstrengung nicht begreifen.

Wie ein Mensch von den immer ähnlichen, immer gleichen, nichtsagenden Merkmalen der Tat auch nur den leisesten Schluß auf die Person des Täters ziehen könnte.

Er stand — und starrte — und zerbrach sich den Schädel über das unlösliche und doch so urwichtige Problem.

Bis er dicht neben sich ein klangvolles, um Gebote der Schlichtheit und Höflichkeit unbekümmertes Organ vernahm: „Kief oof, Korfle, da war't, bis der Nlas wieda zuwachst. Denn nimmta die sozusagen ibasissij jewordena Bretta und macht'n Wochenendhaus von!“

Da ging er, „der besseren Übersicht wegen“ — auf die andere Straßenseite hinüber. Stellte sich zu einer Gruppe von Leuten an einen Haltemast und wartete auf die Straßenbahn.

In nächster Minute geschah folgendes:

Ein Herr, dessen Hut an einem Haken im Knopfloch baumelte, bog von der nahen Friedrichstraße ein, erreichte „Arnold Hirsch und Co.“, die Pelzfirma, musterte die Ladenfront und wandte sich zur Friedrichstraße zurück.

Von Siegfried Rieles gesteigerter Aufmerksamkeit verfolgt.

Denn dieser Herr war — jawohl, daran war gar nicht zu zweifeln! Figur, Gang, Haltung, der Kopf, das Gesicht, die Stirn mit den tiefen Ministerröden, die Glaze in einem Kreis dunkler Haare! — dieser Herr war derselbe, den er gestern nacht von seinem Versteck aus im „Splendid“-Korridor beobachtet hatte. Wie er den Schmutz in der Brieftasche barg, über dessen „Berlust der Besitzer schon erschrecken würde.“ Was wollte der hier? Was tat der hier? — Ob etwa doch Beziehungen zwischen dem Pelz- und dem Juwelendiebstahl bestanden? — „Verbrecher zieht es mit magischer Gewalt an den Schauplatz ihres Verbrechen zurück.“ Wer hatte das gesagt? Oder wo hatte er es gelesen? — Einerlei. — Er hätte die Wahrheit der Sentenz, der er bis dahin ein unglaubliches Unverständnis entgegengebracht hatte, in diesem Moment beschwören mögen.

Und dann — es mußte, großer Gott! — es mußte eine mystische Bewandnis haben, daß ihm der Mensch gerade jetzt in den Weg lief. Heute, an seinem Glückstag.

„Nach!“ befahl sich Siegfried. „Nach!“

Es war das einzige, was er mit Willen und Absicht zu denken vermochte. Alles andere wirbelte durch sein Hirn, wie dürres Laub im Winde. — Er mühte sich, einen Gedanken festzuhalten und fertigzubedenken, — vergeblich! — Einer, zehn, zwanzig neue drängten sich dazwischen.

Seine Beine liefen, schneller noch jagten Atem und Herz —

Der andere strebte dem Bahnhof zu.

„Er fährt ab! Führt weg! Flieht“, hämmerte Siegfrieds Hirn. Sinnlos vor Erregung, Spannung, Glück, Besskommenheit. „Jetzt warte ich nur noch, ob er am Fernzugshalter eine Karte löst, dann wird er verhaftet! Und morgen lassiere ich meine zwanzigtausend Mark!“

Kriminalrat Rendler, der im Vorbeigehen flüchtig und wissenschaftshalber die Stätte des sensationellen Diebstahls besichtigt hatte, stieg die Stufen zur Halle empor. —

Vor dem Bahnhofportal Friedrichstraße stoppte ein Taxi. Ein Mann sprang heraus, warf dem Chauffeur ein Geldstück zu, stürzte in die Halle, prallte in der Hast gegen einen Herrn, stierte ihn an — entfarbte sich — stürmte weiter —

Rendler! — Die Polizei! dachte Iwan Narewski. Deinetwegen? Hat dich einer verpiffen? — Hat man die „Baronin“ geschnappt, die gestern — verdammt noch einmal — auf „Fahrt“ wollte? — Hat man sie zu dir kommen sehen? — Unsinn, dann hätte er dich längst gefaßt! — An den Schalter! Die Fahrkarte!

Er spähte um sich. Ohne den Kriminalrat zu bemerken, der ihm in einiger Entfernung gefolgt war.

Rendler war durch das konsternierte Erbleichen und das seltsame Gebahren des Mannes stutzig geworden.

Was hatte denn der vor ihm so zu erschrecken? — Jetzt wandte er sich um, lauernd, nervös. Donnerwetter, das Gesicht kannte er doch. Aber woher? Woher? Woher? Wo hatte er mit diesem Menschen schon einmal zu tun gehabt? — War der nicht — damals in die Brillantenschmuggelaffäre Krüger verwickelt gewesen? Wegen Hehlerei? Ob der einen neuen Zug in petto hatte? Schlechtes Gewissen? — Es war doch kein Grund, angesichts eines Kriminalbeamten die Fassung zu verlieren.

Hinter der Säule, die ihn den Blicken Narewskis entzogen hatte, hervor trat er an den Schalter, wies die Marke vor:

„Wohin hat der Herr eben gelöst?“

„Eins dritter Prag.“

„Danke.“

Prag? Prag? überlegte Rendler. Hatten die jeinerzeit nicht auch die Brillanten nach Prag verschoben? Da stimmte etwas nicht! Dem Jungen mußte man einmal auf die Finger gucken. Eben passierte er die Sperre. Drehte sich um. Sah ihn. Blicte fort. Nach! Man mußte —

In diesem Augenblick fühlte sich der Kriminalrat rüdlings von nervigen Häuften gepackt. „Stehenbleiben! Nicht einen Schritt weiter!“, kommandierte eine Stimme.

Eine Sekunde später war er der Mittelpunkt einer lärmenden, gestikulierenden, drängelnden, drohenden Menge.

„Festhalten! Festhalten! — Der „Splendid“-Dieb! Schupo! Schupo! — Wachtmeester!“ brandete es durcheinander.

„Zum Teufel, sind Sie irrsinnig geworden? Lassen Sie mich los!“ donnerte der Übereumpelte, außer sich vor Mut und Fassunglosigkeit, — während über ihm der Prager-D-Zug in die Halle dröhnte und Iwan Narewski, mißtrauisch geworden, daß man den Zug durchsuchen lassen könnte, den Perron auf der anderen Seite wieder verließ —, und versuchte sich zu befreien.

Mit dem Erfolg, daß noch etliche Arme mehr ihn umklammerten, die Menschen noch aufgeregter wurden und noch lauter schrien, Spazierstöcke schlangen.

Aus allen Ecken schossen Neugierige und Schaulustige.

„Platz! Zurücktreten! Machen Sie doch Platz!“

Ein Schupobeamter zwangte sich durch den lebenden Wall.

Hinter ihm, schwitzend, keuchend, karminrot glühend — Siegfried Riese.

Brav von den Kerls, daß sie den Ertrappten solange festgekeilt hatten, bis er den Grünen herbeirief! Seinen schwachen Kräften wäre das nie und nimmer gelungen! (Fortsetzung folgt.)

Jugendland.

Das war das Land, das Jugendland:
Doch unterm Himmel ew'ger Schnee
Und grüne Alm und graue Wand,
Ein Tal tief unten je und je.

In schwarze Wälder fuhr der Sturm,
Durch Runsen stob der Laue Bruch,
Und um der Felsen jähen Turm
Da flog der Wolken Bannertuch.

Die Gemse äfte unterm Grat,
Im blauen Äther stand der Weih,
Und iodelnd an der Lehne tat
Der Hirt des Tagewerks Einerlei.

Doch, wenn die Nacht aufs Dörflein fiel,
Ward da und dort ein Fenster licht
Und ging der Sterne Flammenspiel
Und hob der Mond sein weiß' Gesicht.

Die Nacht ward hell, die Nacht ward weit,
Bis daß das Herz fast stillestand
Vor münchsefner Einsamkeit. —

Das war das Land, das Jugendland.

Ernst Zahn.

Casanovas Wiederkehr.

Von Franz Dattner, Wien.

Dies ist die wahrhaft tragikomische Geschichte von des göttlichen Giacomo vierundzwanzigstündiger Wiederkunft auf unseren jammertoben Planeten im Jahre 1931, und zwar geradezu nach Berlin W. Da sich nämlich der Liebesheld aller Abenteuer zwischen Mailand und Antwerpen in den himmlischen Sphären so gräßlich langweilte, gestattete ihm der Herrgott in seiner unerforschlichen Güte diese kleine Esstapade auf die Erde.

Also materialisierte sich der Herr von Casanova in einen wohltrasierten und parfümierten Gent vom Kurfürstendamm und beschloß, behaglich über den Asphalt tänzelnd, die kurze Frist, die ihm gegeben war, in möglichst angenehmer Gesellschaft zu verbringen. Als überflüssiges Wesen war er mit achtenswerten Quantitäten Geist und Beweglichkeit versehen, so daß er sich gleich in dem Trubel von Omnibussen, Signallampen und Gumpenheul zurecht fand. So zog er, fröhliche Blide um sich werfend, über die Straße, seines sicheren Sieges gewiß.

Da ward er einer entzückenden, für die moderne Linie sogar etwas rüchlichen Blondine gewahr, die ihn allgoleich an irgendeine Dorine oder Luise von anno dazumal erinnerte, und da Herr Casanova immerhin noch für das mit etwas Fülle ausgestattete Ideal eines Watteau oder noch besser eines Rubens schätzte, so schien sie ihm ein geeignetes Objekt, und alle Frühlingssehnsucht erwachte in seinem rototobeschwingten Herzen. (Recht bei — Herr de Seingalt fand die kurzen Röde köstlich und den Dubitops apart und laprizios, und er erinnerte sich dabei mit viel Wehmut an jene ungeligen Reifröde und Peräden, die ihm seinerzeit so viel Kopfzerbrechen gelöst hatten.)

So trat er also auf sie zu, lästete den Hut mit Anstand und begann eine längere Rede, voll heiterer Ironie, Distichons und geschöntester Redewendungen, wie es sich für einen Kavalier von prächtiger Lebensart geziemt. Sie sah ihn an, blond, erkaunt und kühl und meinte dann gemessen: „Na schön — geh'n wir mal Mittag essen.“

Vor auf Herrn Casanova nichts übrig blieb, als den Rest seiner klassischen Rhetorik für sich zu behalten und die entzückende junge Dame in ein geeignetes Etablissement zu geleiten, wo sie den Anforderungen ihrer auf so kompakte Genüsse eingestellten Psyche Genüge tun konnte.

Sie erklärte ihm an Hand der Speisetarte, wie viel Kalorien sie jetzt zu sich nehmen würde, da sie fürchtete, vielleicht bieder zu werden — eine Sache, die unser lebenswürdiger Flaneur, selbst als materialisierter Geist, nicht begreifen konnte. Da er als Mann von Geschmack seine Werbung nicht gut zwischen Tomatenuppe und Hammelrücken mit Sauce bearnaise vorbringen konnte, so beschloß er, sein Liebesgestammel auf das Dessert zu verschieben: was den Erfolg hatte, daß ihm die reizende blonde Dame nicht zu übersehender Deutlichkeit erklärte, daß das alles „blöder Quatsch“ sei. Und weiterhin meinte sie, es sei das Beste, man führe bei dem schönen Wetter in den Grünewald.

Während der Fahrt beschloß unser Held, dessen Siegesgewißheit sich um einige 20 Prozent vermindert hatte, seine Taktik zu ändern, und er erzählte mit den maliziösesten Mundwinkeln, die er vorrätig hatte, einige Anekdoten, um vielleicht so dieses naive Temperament zu irgendwelchen Kundgebungen zu verleiten. Aber die junge Dame meinte schnippisch, diese Geschichte wäre uralt, und so etwas könnte man ruhig ihrem kleinen Bruder erzählen und verfechte Herrn Casanova zum Abschluß selbst eine Anekdote, daß er bis zutiefst in alle Knochen schamvoll erröte.

Erst der für ein Gespenst etwas ungewohnte Benzingeruch des jetzt mit offenem Auspuff dahinströmenden Wagens brachte ihn wieder zur Besinnung, und er verhartete den Rest der Reise in schmolldendem Schweigen, während er sein Hirn zermarterte, wie er sich wohl aus dieser kläglichen Niederlage zu neuem Tatendrang aufraffen könnte.

Als sie das Tanzcafé betraten und ihnen Musik und Lachen entgegenstürzten, straffte die Brise neuer Hoffnung die Segel seiner Siegeszuversicht, um so mehr, als er mit Entzücken der engumschlungenen Pärchen beim Tango gewahr wurde. Doch sein Entzücken schwand dahin, als seine liebliche Begleiterin unbekümmert coram publico mit Schminke und Puderdose hantierte: einer Handlung, welcher die Damen seiner Zeit nur in der Verschwiegenheit des Boudoirs oblagen, und die ihm hier, so sorglos über der Tasse Schokolade und der Cremetorte, höchst peinlich erschien. So schwie er, da ihm bei dem vielen Geräusch und den frechen Bliden angst und bange wurde, und da auch sie die Langeweile bemerkte, die seine Stirne verdüsterte, schlug sie ihm eine Partie Karten vor.

Und Herr von Casanova, der Meister der raffiniertesten Hazardspiele, mußte sich mit Schreden eingestehen, daß er von Rummy und Bridge nicht die blasseste Ahnung hatte und auch hier mit seinem vollkommenen Untalent für die Erfordernisse des zwanzigsten Jahrhunderts den kürzeren zog. So schwand seine Siegeszuversicht zusehends und er entschloß sich trübten Sinnes, die letzte Attade nach dem Souper zu unternehmen,

wobei er auf die Unterstützung von Meister Alkohol rechnete, der auch zu seiner Zeit immer ein hilfsvoller Freund gewesen war. Doch auch da sollte er grimmig enttäuscht werden: die entzückende junge Dame konsumierte im Verlauf von einer Stunde eine derartige Unmasse von diversen Cocktails, Whiskys und Schnäpsen, daß Herr de Seingalt blaß wurde wie Hamlets Geist, dessen schlechtes Aussehen er da droben immer bespöttelt hatte.

Schließlich wurde es ihm zu bunt und er verlor seine gute Haltung und versuchte die Dame zu küssen. Die junge Dame versetzte ihm aber einige so fulminante Stöße in die Bauchgegend, daß er entsezt in die Ecke des Sofas fiel.

Dort verharrte er einer Ohnmacht nahe, während sie mit triumphierenden Augenblitzen ausrief: „Bei mir werden Sie kein Glück haben — ich kann boxen!“

„Boxen?“ hauchte Herr Casanova und riß die Augen auf. „Ist das vielleicht die neue Sachlichkeit in der Liebe, von der man mir soviel erzählt hat? Hat das auch Herr van de Velde erfunden?“

„Sagen Sie, was wollen Sie eigentlich von mir?“ replizierte da die süße blonde Dame.

Herr Casanova starrte sie an und sein Siegesgefühl sank auf den Gefrierpunkt: eine derart bezigierte Formulierung seiner Absichten machte ihn mundtot. „Aber — Demoiselle —“ stöhnte er verzweifelt. Er weinte fast.

Sie meinte geringschäßig: „Machen Sie sich doch nicht lächerlich. Ich weiß doch ganz genau, was Sie wollen. Haben Sie ein Auto? Wohin fahren wir im Sommer?“

Da hatte Herr Casanova genug: er sprang mit einem wilden Satz auf beide Füße und schrie entsezt: „Was fällt Ihnen denn ein? Wissen Sie, wer vor Ihnen steht? Wissen Sie, wieviel Frauen ich erobert habe? Die Weiblichkeit des Kontinents und die Frauen des Morgenlandes haben in meinen Armen gelegen. Erzittern Sie: ich bin Casanova!“

„Casanova“, lachte die junge Dame sehr amüsiert, „sind Sie vielleicht der, der diese langweiligen Memoiren geschrieben hat? Die Erotik: daß ich nicht lächle!“

Da schlug es zum guten Glück 12 Uhr und Herr Casanova entschwebte mit einem gräßlichen Fluch in einer roten roten Wolke: denn er gab es auf, eine moderne Frau zu verführen — ja, er hatte nicht einmal Lust, sich von einer solchen verführen zu lassen.

Heiratsanzeigen im Spionagedienst.

Der harmlose Staatspensionär mit dem Scherenfernrohr. — Kästige Reporterbesuche. — Das lebenswahre Porträt des selbstamen Heiratsinsurgenten.

Von Dr. Fr. Netzer-Stochholm.

Was die Sonne nicht an den Tag bringt, enträtselt manchmal ein mit allen Hunden gehefter Reporter. In den letzten Jahren vor Ausbruch des Weltkrieges arbeitete die russische Militärspionage in ganz Skandinavien mit solchem Eifer, daß sich in Schweden immer mehr der Gedanke eines bevorstehenden Krieges mit Rußland verfestigte. Berechtigtes Aufsehen erregte vor allem im Jahre 1913 die Verhaftung des schwedischen Unteroffiziers Lömgrens, der wichtige Meldungen an den damaligen russischen Militärattaché in Stockholm, Assanowitsch, verkauft hatte. Eine gründliche Hausdurchsuchung in der Wohnung Lömgrens förderte weiteres belastendes Material zutage. Besonders interessierte sich die schwedische Polizei für einen an den Verhafteten gerichteten Brief, der als Absender einen Conseiller titulaire S. P. Hampen in Kopenhagen, Strandvejen Nr. 39, aufwies. Man verfolgte diese Spur, und sie führte, wenn nicht alle Anzeichen täuschten, geradezu in den Mittelpunkt der russischen Militärspionage in Skandinavien.

Sofort setzte der schwedische Überwachungsdiens einige geriffene „Spürhunde“ auf diese Fährte. Sie überwachten heimlich das Haus Strandvejen Nr. 39, prüfchten sich an die Anwohner heran, suchten vom Wirt und den Kellnern eines Restaurants, in dem Hampen verkehrte, Näheres zu erfahren und wandten sich endlich an sein Hausmädchen, ein schüchternes, junges Ding, das bereitwilligst alle möglichen Auskünfte erteilte. Als dann dieses Mädchen so nebenher genug erfahren hatte, um zu wissen, wer die Ausfrager waren, ging es unverzüglich zu Hampen und meldete ihm, daß er „verpiffen“ war. Der Spion wußte also, was ihm demnächst blühte, unternahm jedoch nichts, weil die schwedischen Beamten nicht das Recht hatten, ihn, den Angehörigen eines anderen Staates, auf dänischem Boden zu verhaften.

Die Schweden indessen, nicht faul, versielen auf einen glänzenden Trick und schickten ihm unvermutet Jenseits Erbs, den von ihnen „eingeweichten“ Gerichtsberichterstatter einer Kopenhagener Zeitung, auf den Hals. Erbs suchte den Verdächtigen zu nachtschlafender Zeit in dessen Wohnung auf und bestärkte Hampen mit Bitten, ihm ein eiliges Interview über einige „verrückte Spionagemeldungen der Schweden“ zu gewähren. Er, Hampen, sei doch russischer Staatsangehöriger, verkehrte viel in der russischen Kolonie Kopenhagens und sei der gegebene Mann für die verlangte

Auskunft. Hampen sträubte sich, bis schließlich seine Frau — sie war seine beste Komplizin in verzwickten Fällen — hinzutrat und es ihm merkwürdig „tief interessiert“ fand, ein Originalinterview ihres Mannes in der Zeitung lesen zu können.

Während nun Hampen das „Lügendespinnst“ schwedischer Sensationsjournalisten zu zerreißen versuchte, fand Ervö genügend Ruhe, sich im „Spionageszimmer“ ein wenig umzusehen. Vom Lehnstuhl, der am Erkerfenster stand, mußte man am Tage einen großartigen Blick auf den Sund haben und konnte von hieraus jedes ein- und ausfahrende Schiff, besonders die häufig vor Anker gehenden Kriegsschiffe fremder Nationen, genau beobachten. Was aber stand hinter diesem Stuhl? Der Reporter traute seinen Augen nicht. Ein richtiges Scherenfernrohr! Wie kam Hampen, der vorgab, russischer Staatspensionär und ehemaliger Telegraphist zu sein, in den Besitz des militärischen Geräts? — Höchst verdächtig. Doch vernahm sich Ervö jede Frage darüber, als er merkte, daß Frau Hampen scheinbar ganz zufällig ihren Stuhl vor dieses Fernrohr rückte. Und dann fielen des Reporters Augen auf einen silbernen Tafelaufsatz, der die russische Aufschrift trug: „Zur Erinnerung an Deinen Freund Asanowitsch“. Welch ein bodenloser Leichtsinns von Hampen! Er hatte wohl nicht mit diesem nächtlichen Besuch mehr gerechnet. „Ah, Sie kennen den russischen Militärattaché Asanowitsch in Stockholm?“ lächelte Ervö. — Wie von einer Tarantel gestochen, fuhr der Befragte auf: „Gewiß, aus meiner Petersburger Zeit. Asanowitsch kommt ja auch manchmal nach Kopenhagen.“ Es sollte harmlos klingen, dennoch konnte der Sprecher seine Erregung nicht ganz verbergen. . .

Ervö wußte genug. „Wo morgen erscheint Ihr Interview. Haben Sie vielleicht zufällig ein Bild von sich, das wir mit veröffentlichen können?“ — „Bedaure, nein“, klang es eilig zurück. — „Schade“, meinte der Reporter und verabschiedete sich hastig. Er warf sich ins erste beste Mietsauto und jagte zur Redaktion, trommelte Axel Andreassen, den besten Pressezeichner seines Blattes, heraus. Beide fuhrten nochmals zu Hampen und läuteten Sturm. Das Mädchen öffnete. „Herr Hampen?“ — „Will gerade schlafen gehen.“ — „Wir müssen ihn dringend sprechen.“ — „Wer lärmst hier so?“ Scholl plötzlich eine Stimme aus dem Flur. Licht flammte auf. Hampen stand vor den Reportern. Ervö machte die Herren miteinander bekannt: „Hier ist Axel Andreassen. Gestatten Sie ihm, Sie in zehn Minuten für das Interview zu zeichnen. . .“ — „Ich denke nicht daran“, schrie Hampen wütend, „und nun „Gute Nacht“ meine Herren.“ Damit knallte er ihnen die Haustür vor der Nase zu.

Zwei Journalisten schmunzelten. Mit dieser Absage hatten sie im voraus gerechnet. Das Interview wurde gelekt, und Andreassen zeichnete in kürzester Zeit frei aus dem Gedächtnis den russischen Spion H. B. Hampen, wie er lebte und lebte. Der Artikel wirkte am nächsten Tage wie eine Bombe. Hampen und seine Frau verließen in aller Frühe auf einem russischen Dampfer das ungastrische Kopenhagen, dessen Boden ihnen zu heiß geworden war.

Dann erfolgte die zweite Sensation. Eine Kontoristin der Expedition kam zur Redaktion gelaufen und meldete atemlos, der abgebildete Herr Hampen habe schon seit Wochen die pudigsten Heiratsanzeigen in deutscher, französischer und russischer Sprache aufgegeben. Man suchte und fand einen ganzen Stapel. Die erste lautete: „Die französische Dame dankt dem Herrn mit Billett Nr. 128977 von 1912 für seinen Brief vom 29. 5. 13. und ist bereit, ihn in Kopenhagen am 15. Juni zu treffen. Das Stillbildein wie früher.“ Eine deutsch abgefaßte: „A. B. C. 125. Reise nach London, Amsterdam und Berlin am 5. November erwünscht. Falls alles in Ordnung, sende Nachricht unter obestehender Chiffre zum Riosl am Rathausplatz.“ Noch am Tage vor seiner Abreise hatte Hampen eine kleine Anzeige in russischer Sprache aufgegeben. Sie lautete: „Keine Depeschen mehr nach Dänemark!“ Dann war der Vogel ausgeflogen.

Sofort angestellte Untersuchungen ergaben, daß der „Herr mit dem Billett 128977“ ein in Schweden lange gesuchter russischer Spion und die „französische Dame“ Hampen selbst gewesen war, der sich ganz geschickt dieser Heiratsanzeigen bedient hatte.

Die Hand verrät dich.

Von Siegfried von Vegesack.

1.

Der Mund kann lügen, das Gesicht täuschen, aber die stumme Hand verbirgt nichts. Die Hand verrät dich. Sie entlarvt den Verbrecher durch den Fingerabdruck, offenbart deine Vergangenheit, deine Zukunft durch geheimnisvolle Linien, enthüllt deinen Charakter durch die Schrift. Die Hand weiß besser über dich Bescheid als du selbst. Nichts ist ihr verborgen, und nichts kannst du vor ihr geheim halten. Die Hand ist der geheime Spiegel deiner Seele. Betrachte nicht dein Gesicht, sondern deine Hände, wenn du dich erkennen willst. Der Spiegel lügt, aber die Hand sagt dir, ohne zu schmeicheln, die Wahrheit.

2.

Wie kein Blatt am Baum dem andern gleicht, so gleicht keine menschliche Hand der anderen. Jede Hand ist eine einmalige, einzigartige Schöpfung der Natur. Fünf Finger, — welch unerschöpflicher Reichtum der Phantasie, die diesem im Grunde einfachen Gebilde immer neue charakteristische Formen zu geben vermag! Der genialste Künstler könnte sich höchstens hundert verschiedene Hände ausdenken. Wäre die Hand ein Fabrikat, gäbe es wahrscheinlich fünf normierte Hand-Typen. Aber die Natur produziert täglich spielend einige zehntausend Exemplare, — jedes ein Unikum. Denn auch der Mensch ist, allen Normierungs-Bestrebungen der modernen Maschinen-Zivilisation zum Trotz, ein einmaliges, nie wiederkehrendes Exemplar seiner Gattung geblieben. Und Newton hatte recht, wenn er erklärte, daß ihm in Ermangelung anderer Beweise allein der Daumen vom Dasein Gottes überzeugen könne.

3.

Keine Hand, aber auch kein Händedruck gleicht dem andern. Schon dadurch, wie dir jemand die Hand gibt, verrät er sich. Nichts ist für den Menschen so charakteristisch, wie der Händedruck. Der Eine greift hart und fest zu, der Andere hält dir etwas Schwammiges, Willenloses hin, der Dritte berührt dich nur flüchtig und zerstreut, der Vierte drückt deine Hand leicht, aber bestimmt. Ein Händedruck kann dir mehr über einen Menschen sagen, als ein stundenlanges Gespräch.

4.

Auch die Bewegungen der Hände sind für jeden Menschen charakteristisch. Die Hand ist stumm, aber sie unterstreicht, sie begleitet das gesprochene Wort. Der Eine bewegt die Hände fähig, abgefaßt, der Andere ruhig, aber energisch, der Dritte tänzerisch, melodisch. Ich kenne eine Frau, die in jedem Finger mehr Musikalität besitzt, als ein berühmter Sänger in seiner schmetternden Stimme. Man sollte einen Film der Hände schreiben, in dem nur Hände spielen. Ich glaube, an den Bewegungen der Hände könnte man das Schicksal der Menschen vielleicht noch unversähter ablesen, als an ihren Gesichtern. Große Schauspieler haben mit ihren Händen immer besondere Wirkungen erzielt. Man denke an die Hände der Duse.

5.

Wichtig ist auch die Form der Hand, mit der sich die Chiromant beschäftigt. Sie unterscheidet elementare, motorische, sensible und sensible Hände. Aber das sind natürlich nur grobe Grundformen, zwischen denen es unendlich viele Zwischenstufen gibt, die sich jeder schematischen Einordnung entziehen. Die Größenverhältnisse der einzelnen Finger, der Glieder, Gelenke, die Form der Nägel und Fingerspitzen, des Handtellers, — alles ist von Bedeutung. In dem Werk von Rolf Voigt „Hände“, im Gebrüder-Enoch-Verlag erschienen, wird in ausgezeichneten Abbildungen ein unerhört reiches und interessantes Material von charakteristischen Händen gezeigt, das besser als theoretische Abhandlungen über dieses zum großen Teil noch unerforschte Gebiet unterrichtet.

6.

Nicht weniger bedeutsam sind die Linien der Hand, mit denen sich die Chiromantie befaßt. Schon Aristoteles erklärte: „Die Linien sind nicht ohne Gründe in die menschliche Hand geschrieben, sie stammen von himmlischen Einflüssen und der eigenen Individualität des Menschen.“ Wenn auch heute mit dem Handlesen sicher viel Unfug getrieben wird, so kann man diese Lehre doch nicht mehr als Aberglauben abtun. Was du an Anlagen mit ins Leben bekommen hast, das steht in deiner Vinken geschrieben. Und wie du diese Gaben verwertet hast, das wird in der rechten eingetragen. Wohl kannst du die Linien deiner Hand ändern, aber nur, wenn du dich selbst änderst. Nicht nur in den Sternen, auch in deiner Hand steht dein Schicksal geschrieben.

7.

Durch die Schrift verrät dich endlich die Hand auch demjenigen, der dich nie gesehen hat. Die Graphologie, noch vor wenigen Jahrzehnten als Spielerei belächelt, ist heute der praktische Veräter fast aller großen Betriebe. Neben dem Foto wird eine Handschriftenprobe als Legitimation verlangt. Zeige mir deine Schrift, und ich sage dir, wer du bist.

8.

Trage nicht in den Händen das Wesenhafte des Menschen, wären sie uns gleichgültig. Aber wir lieben die Hand einer geliebten Frau, und wir hassen die Hände eines Menschen, der uns widerwärtig ist. Und wenn man sich selbst zum Elend wird, dann möchte man sich am liebsten seiner Hände entledigen.

Aber niemand entrinnt seiner Hand. Wie niemand sich selbst entziehen kann. Die Hand ist unbarmherzig: sie verrät dich und läßt dich nicht mehr los. In deinen Händen trägst du das Rainszeichen für alles, was du getan hast.